

Mennonitischer Patriotismus im Ersten Weltkrieg und die Kriegsrede des Danziger Predigers Hermann G. Mannhardt

Vor hundert Jahren, im Frühjahr 1915, hielt der bekannte Mennonitenprediger Hermann G. Mannhardt in Danzig mitten im Weltkrieg eine »Rede zur Kriegszeit«, die von großem nationalistischem Pathos getragen war. Es ist das Verdienst dreier namhafter Historiker, diese Rede wieder entdeckt, übersetzt und kommentiert der nordamerikanischen Leserschaft zugänglich gemacht zu haben.¹ In unmissverständlicher Weise öffneten sie den Blick auf eine mennonitisch-nationalistische Kriegsbegeisterung, die so noch nicht untersucht worden war. Dabei stellten Walter Klaassen, Harry Loewen und James Urry die Behauptung auf, der gesteigerte mennonitische Nationalismus im Krieg sei nirgendwo sonst so stark in Erscheinung getreten wie unter preußischen Mennoniten.

Dieser Beitrag möchte zum einen die nationalistische Kriegsrede Mannhardts vorstellen. Zum anderen will er zeigen, dass sich die patriotische Begeisterung im Ersten Weltkrieg nicht auf die Mennoniten in Norddeutschland oder Westpreußen beschränkte, sondern sich auch innerhalb der süddeutschen Mennonitengemeinden ausbreitete und dort vor allem unter den theologisch ausgebildeten Predigern zu finden war. Zunächst wird aber ein weiterer Schritt zurück in die Zeit des Deutsch-Französischen Krieges nötig sein, um die Anfänge eines ganz eigenen mennonitischen Kriegspatriotismus zu verstehen. Über die Reaktion der Mennoniten auf den Ersten Weltkrieg liegt bislang keine genauere Untersuchung in deutscher Sprache vor.²

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71

Mit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 hatte für das Selbstverständnis des deutschen Mennonitentums ein neues Zeitalter begonnen. Angesichts der Reichseinigung 1871 ließ sich die überwiegende Mehrheit der Mennoniten in Nord- und Süddeutschland vom patriotischen Jubel über den Sieg gegen Frankreich mitreißen. Schon der Wegfall des alten Sonderprivilegs der Befreiung vom Wehrdienst durch das preußische Wehrgesetz vom 9. November 1867 hatte die Mennoniten gezwungen, in Fragen der Militärpflicht Stellung zu beziehen. Und bis auf eine kleine Minderheit, die dann als einzigen Ausweg die Auswanderung in die USA wählte, waren sie bereit gewesen, sich vom Glaubensprinzip der Wehrlosigkeit zu lösen. Das einzige staatliche Zugeständnis

war die am 3. März 1868 erlassene Kabinettsorder, die den waffenlosen Militärdienst als Sanitäter, Schreiber oder Trainfahrer ermöglichte.³

Antje Brons, die vielleicht prominenteste Mennonitin im 19. Jahrhundert, nannte den Wegfall dieser Privilegien »eine Fügung Gottes« und pries den Krieg gegen Frankreich als »Heiligen Krieg«.⁴ Zu ihrem Verständnis von geglückter mennonitischer Integration in Staat und Gesellschaft gehörte die vaterländische Pflicht des Militärdienstes. Im süddeutschen Baden beklagte Ulrich Hege, der Herausgeber des *Gemeindeblattes*, zwar den Verlust vieler Menschenleben in diesem Krieg, deutete aber die gegen Napoleon III. gewonnenen Schlachten mit dem biblischen Wort »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen (1. Mos. 50, 20)«. Und er zeigte sich zufrieden mit der religiösen Erweckung, die der Krieg gebracht habe und dass viele Herzen ernstlich zum Gebet erweckt und getrieben worden seien.⁵

Vertrauen in die kriegsführende Obrigkeit

Am 2. Oktober 1870, einen Monat nach der Schlacht bei Sedan, wurde von der Danziger Gemeindeversammlung beschlossen, das altüberlieferte Bekenntnis der Wehrlosigkeit aufzugeben und die Teilnahme am Wehrdienst der Gewissensentscheidung des einzelnen zu überlassen. Damals hatte man allerdings als »dem Wesen unserer Gemeinschaft am entsprechendsten angesehen«, sich für den waffenlosen Dienst zu entscheiden.⁶

Auch in der kleinen Gemeinde Branchweilerhof in der Pfalz – einige junge Männer aus der Gemeinde hatten im Krieg mit der Waffe gedient – war man sich 1871 einig, dass die Wehrlosigkeit nicht mehr zum Glaubensartikel und Grundsatz erhoben werden soll und kann.⁷

Die Mennoniten identifizierten sich zunehmend mit einem immer aggressiv-militaristischer werdenden Staatswesen, das innerhalb von vier Jahren drei Kriege (1864, 1866, 1870) geführt hatte. Vor allem waren sie ihren christlichen Monarchen und Landesfürsten dankbar, von denen sie sich geschützt sahen. Zu festlichen Ereignissen sandten sie ihnen Ergebenheitsadressen und bedachten sie regelmäßig mit Fürbitten. »Es war immer ein Hauptzug unserer Gemeinden: Die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus.«⁸

Im norddeutschen Friedrichstadt hatte der Mennonitenprediger Heinrich A. Neufeld am 2. Juli 1871 ein Festgedicht für die aus dem Krieg zurückgekehrten Krieger verfasst und öffentlich vorgetragen. Nicht alle, so heißt es dort, konnten zurückkehren, »in langen Reihen zieht sich im fernen Frankreich Grab an Grab«. Aber »zu des Vaterlands Gedeihen«, seien so schwere Opfer nötig gewesen.⁹

Die kleine bayrische Gemeinde Eichstock feierte am 2. September 1872 »Ein

kleines Nationalfest im großen Deutschen Reich« mit Dankgottesdienst, Liedern und Gebeten, damit die großen Ereignisse des letzten Krieges, wie es damals hieß, stets lebendig blieben. Man dankte für »jedes edle Blut, das geflossen ist« und dass »Gott uns aufgehoben hat aus dem Staube.«¹⁰

Die Gemeinde Sembach hielt schon im März 1871 eine gottesdienstliche Friedensdankfeier ab, in der das grenzenlose Vertrauen in die christliche kriegsführende Obrigkeit ausgesprochen wurde: »Und Gott hat ihn [Kaiser Wilhelm I.] nicht verlassen, sondern ihn von einem Siege zum anderen geführt.«¹¹

Mennonitische Frömmigkeit war damals immer noch stark von biblischen Bildern und Erzählungen geprägt. Und diese biblische Sprachwelt half, sich in den rasanten Umwälzungen jener Zeit zurechtzufinden. Wie das kleine Volk Israel im Alten Testament immer wieder die starke Hand Gottes wider seine Feinde erleben durfte, so fühlten sich die Mennoniten durch ihre christlichen Monarchen geschützt vor einer Welt der Gottlosigkeit und Verschwendungssucht, die sie vor allem in Frankreich verkörpert sahen. Ausschweifung und ungezügelter Sexualität durfte in ihren Gemeinden auf keinen Fall aufkommen. So lebten sie einerseits noch in der Welt der Bibel, andererseits hatten sie jedoch die »modernen« Feindbildstereotypen ihrer Umwelt übernommen.¹²

Zuverlässigkeit für Thron und Vaterland

Als kleine Religionsgemeinschaft profitierten die Mennoniten von der Reichsgründung und dem territorialen Zugewinn von Elsass und Lothringen, in deren Gebiet alte Mennonitenansiedlungen und -gemeinden lagen. Die Gründung der Vereinigung der Mennonitengemeinden im D e u t s c h e n Reich [Sperrung H. F.] im Jahr 1886 lag auf der Linie dieser politischen Vorgänge. Die fortschreitende Modernisierung des Post-, Fernmelde- und Eisenbahnwesens war für das Zusammengehörigkeitsgefühl der weit verstreuten Mennonitenschaft ungemein förderlich.¹³

Das Ansehen der Mennoniten in der wilhelminischen Gesellschaft wuchs stetig und 1874 erhielten einzelne Gemeinden in Preußen die Möglichkeit, öffentlich-rechtliche Körperschaften zu werden. Aus der religiösen Minderheit der Mennoniten, den Stillen im Lande, wurden Deutsche mennonitischer Konfession, die ihr Vaterland mit fast religiöser Inbrunst liebten und nun auch zu verteidigen bereit waren. Biblische Begründungen der unbedingten Wehrlosigkeit, die noch zu den Grundpfeilern der täuferischen Tradition gehörten, überzeugten Prediger wie Jakob Mannhardt in Danzig theologisch nicht mehr: »Wie wir (...) die gleichen Wohlthaten, den gleichen Schirm und Schutz (...) durch die Staatseinrichtungen (...) in gleichem Maße zu genießen berechtigt sind, so sind wir auch verpflichtet, (...) den Gesetzen und Ordnungen des Staa-

tes, der uns in sich aufgenommen hat, uns willig zu unterwerfen«. ¹⁴ Schon seit 1899 gab es für die immer zahlreicher werdenden jungen Militärdienstleistenden aus ihren Reihen die mennonitische Soldatenkommission, eine Art Militärseelsorge. ¹⁵

Auf dem Weg zur staatsbürgerlichen Rechtsgleichstellung hatten die Mennoniten den für einen Militärstaat bedrohlichsten Teil ihrer Sonderidentität – nämlich die Ablehnung des Militärdienstes – aufgegeben und sich damit als Patrioten erwiesen.

Friedenstheologische Stimmen sucht man in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in den deutschen Mennonitengemeinden vergeblich. ¹⁶ Als 1907 ein mennonitischer Friedensfreund aus den USA die deutschen Mennoniten auf die kleine Gruppe der Friedensliga im Berliner Reichstag hinwies und eine mögliche Zusammenarbeit andeutete, stieß er auf Unverständnis. Seine Einladung, im Notfall in die Vereinigten Staaten auszuwandern, wo das täuferische Prinzip der Wehrlosigkeit geschützt würde und es genügend billiges Siedlungsland gäbe, wurde mit einem einzigen Argument widerlegt: »Vaterland«. ¹⁷

1911 legte man in Schönsee in Westpreußen zur Feier am Nickelstein in der Festpredigt Wert darauf, dass sich der preußische Staat von alters her auf die Mennoniten und ihre unbedingte Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit für Thron und Altar verlassen konnte. ¹⁸ Wie sehr es den Mennoniten mit ihrem nationalen Stolz ernst war, bewies auch ihr bemerkenswerter Protest zu Kriegsbeginn gegen die Neuauflage des Theaterstücks *Der Menonit* von Ernst von Wildenbruch am Berliner Königlichen Schauspiel, in welchem den Mennoniten mangelnder Wehrwille und patriotische Unzuverlässigkeit nachgesagt wurden. Den öffentlichen Vorwurf der Vaterlandslosigkeit wollten sie nicht auf sich sitzen lassen, und sie intervenierten mit Erfolg für die Absetzung des Stückes vom Spielplan. ¹⁹

Wie der Blitz oben vom Himmel – Der Kriegsausbruch

»Wie der Blitz oben vom Himmel. Lukas 17, 26-29.« So lautete die Überschrift über einer der ersten Reaktionen auf den Kriegsausbruch in den *Mennonitischen Blättern* im Oktober 1914. Das massenhafte Töten und Morden deutete der Autor als apokalyptisches Ereignis im biblischen Sinne. Nicht menschliche Gewalt an sich sei da zum Ausbruch gekommen, vielmehr haben Gottvergesenheit und ein Zuviel an Sünden und Lasten aller Art eine Gerichtszeit Gottes anbrechen lassen. Das gottlose Wesen ziehe die Gerichte Gottes auf sich herab. ²⁰ Aber durch Hinwendung zu Gott könne aus dieser Heimsuchung Rettung, Heil und Segen entspringen: »Und die Opfer, die wir zu bringen haben an teuren Menschenleben (...) bringen wir freudig, wenn auch blutenden Herzens;

denn es heißt jetzt opfern, auf den Altar legen das Beste, was wir haben.« Der Krieg und das Völkerringen wurden hier als göttliches Geschehen interpretiert, aus dem Gutes erwachsen werde. Auch nach zwanzig Monaten Krieg verlieh ein anderer allseits hoch geachteter und geschätzter Theologe dem Morden an der Front heilsgeschichtlichen Sinn. Der Krieg als furchtbarste Gottesgeisel sei auch eine große Zeit, »da der große Gott im Himmel redet und handelt, da er seinen heiligen Arm ausreckt zu schlagen und zu heilen, zu beleben und zu töten.«²¹ Die Verborgenheit von Gottes Handeln in der Geschichte nimmt, so der Autor, in diesem Krieg eine alles entscheidende Wende. Gott rede und handle jetzt direkt für die Deutschen.

Ähnliche religiöse Deutungsmuster, vereint mit einem handfesten Patriotismus und aggressiven Feindbildern, finden sich ebenso in zahlreichen anderen mennonitischen Kommentaren zum Krieg. Sie lassen sich allerdings für alle christlichen Konfessionen im Ersten Weltkrieg beobachten. »Die Verbindung und Verschmelzung von Christentum und Nationalismus, sie feierten regelrechte Triumphe.«²² Das Ausmaß, mit dem der Kriegverlauf in den mennonitischen Zeitschriften ohne erkennbaren Widerspruch in der Leserschaft kommentiert und die militärischen Erfolge geradezu enthusiastisch gefeiert und religiös überhöht wurden, ist beachtlich. »Vor den ungeheuren Erfolgen stehen wir staunend und anbetend still (...). Wer jetzt nichts von Gottes Hauch verspürt, der wird wohl nie dazu gelangen«, schrieb der Herausgeber der *Mennonitischen Blätter*.²³

Auch der Schriftleiter des süddeutschen *Gemeindeblattes* war kurz nach Kriegbeginn überzeugt, dass Gott selbst auf Seiten der deutschen Sache stehe, weil Deutschland einen gerechten Krieg führe. Er zeigte sich angetan von den »wunderbaren Erfolge(n), die der Herr unseren Waffen seit dem Beginn des Krieges geschenkt hat«. Für ihn greift Gott selbst, wie in alttestamentlicher Zeit, als Schlachtenlenker in die Geschichte ein: »Von Sieg zu Sieg hat der Herr unser tapferes Heer geführt, (...) und deshalb müssen unsere tapferen Streiter mit aller Anstrengung weiter kämpfen bis zum völligen Sieg.«²⁴

Leben hergeben für Vaterland und Familie

Die Spendenbereitschaft für die besonders hart betroffenen Glaubensbrüder im Elsass und in Galizien war hoch. Mennonitische Frauen leisteten ihren Kriegsbeitrag in vaterländischen Frauenvereinen, im Dienst des Roten Kreuzes, in Lazaretten und an Bahnhöfen. Die damals noch junge mennonitische Schriftstellerin Martha Händiges trug mit ihrer im umkämpften Elsass spielenden Erzählung *In schwerer Zeit* zur Mobilisierung der Herzen bei. Ein seltenes Beispiel mennonitischer Kriegspropaganda, die in raffinierter Weise stille täu-

ferische Frömmigkeit und aggressiven Militarismus vermischte.²⁵

Große Aufmerksamkeit genossen die mennonitischen Soldaten, die ihr Leben für Volk und Vaterland zu geben bereit waren. Sie sollten wissen, dass hinter ihnen ihre Lieben stehen mit heißen Wünschen und Gebeten. Die Mennoniten hatten den alten Vorwurf, sie würden keine Vaterlandsliebe in ihrer Brust verspüren, endlich abgestreift. Rund 2000 mennonitische Soldaten zogen in den Krieg, die Mehrheit diente mit der Waffe.²⁶

Die Spendenfreudigkeit in den Gemeinden war enorm. Monatlich 4000 Sendungen hatte die Soldatenmission ihren mennonitischen Männern ins Feld geschickt mit Zeitschriften, Schokolade, Tabak und warmer Kleidung, um sie, wie man schrieb, durch brüderlichen Zuspruch zu stärken und durch kleine Liebesgaben zu erfreuen.²⁷ Die Antwortbriefe meist junger Soldaten sind erschreckende Zeugnisse von mörderischer Fronterfahrung und zugleich einer Opferbereitschaft, die Sterbensängste verdrängte: »Ununterbrochen dauert der Kampf. Jeder sehnt sich nach Ruhe. Es sieht grauenhaft aus. Doch gern wollen wir, wenn es nach Gottes Rathschluß sollte bestimmt sein, unser Leben hergeben für Vaterland und Familie, damit der Neid und die Missgunst unserer Feinde zuschanden werde.«²⁸

Noch immer ist das Maß der Opfer nicht voll

Obwohl der Erste Weltkrieg mit seiner hochtechnisierten Kriegsführung schon in den ersten Tagen unzählige Soldatenleben vernichtet hatte, konnte der uralte biblische Opfergedanke weiterhin in der kirchlichen Kriegsrhetorik wirken, auch im Mennonitentum. Hinrich van der Smitten erhoffte sich im September 1914, dass man die Mennoniten einmütig und freudig bereit zu jedem Opfer finden würde.²⁹ Schon zum Ausbruch des Krieges hatte er geschrieben: »Noch immer hängen des Krieges dunkle Wetterwolken über uns; noch immer ist das Maaß der Opfer nicht voll, welche er von uns fordern wird.«³⁰ Und ein damals noch junger Theologe sandte in einer Konferenzpredigt im Jahr 1916 den Brüdern im Feld den Gruß der Konferenzgemeinde und erinnerte dabei an die vielen Märtyrer in der Täufergeschichte, deren Vermächtnis zu uns heute spreche.³¹

Regelmäßig wurden im *Christlichen Gemeindekalender* die Namen der Gefallenen mit einer Fotografie und ihrer Gemeindeg Zugehörigkeit veröffentlicht. Den teuren Helden sollte zum ewigen Gedächtnis ein Denkmal in bleibender Dankbarkeit aufgerichtet werden.³²

Im Februar 1915 beschied das Königlich-Preußische Oberverwaltungsgericht, dass alle Mennoniten, auch wenn sie keiner öffentlich anerkannten Mennonitengemeinde angehören, von der Kirchensteuer an die evangelische Landes-

kirche befreit sind. Mitten im Krieg war auch die letzte Hürde zur staatlichen Gleichstellung überwunden worden.³³



Titelbild des Gemeinde-Kalenders 1916

Eine traurige Bilanz lässt sich jetzt bereits ziehen: Keine ihrer beeindruckenden Kulturleistungen in der Mennonitengeschichte hat das Selbstwertgefühl der deutschen Mennoniten so steigern können wie das Blut, das ihre jungen Männer im Weltkrieg, auf dem »Altar des Vaterlandes«, vergossen hatten. Der Taumel der Begeisterung über die vermeintlich großen Siege, zu denen auch sie beitrugen, schien die ganze Religionsgemeinschaft glücklich zu machen. Endlich konnten sie auch ihrem Kaiser, von dem sie fest glaubten, dass Gott mit ihm war, mit Inbrunst, Fürbitte und Leib und Leben dienen. Von mennonitischer Seite sind Zweifel an seiner Kriegsführung nicht überliefert, es gab auch kein Aufbegehren oder gar Formen der Verweigerung.³⁴

Hermann G. Mannhardt

Hermann G. Mannhardt (1855-1927) diente der Danziger Mennonitengemeinde 47 Jahre als Prediger.³⁵ Er hatte evangelische Universitäts-theologie

studiert und ein Jahr Militärdienst geleistet. In jungen Jahren stand er unter starkem Einfluss seines gelehrten Veters, des Hochschuldozenten Wilhelm Mannhardt,³⁶ dem er auch im Dezember 1880 eine eindrucksvolle Trauerrede hielt.³⁷ Mannhardt prägte die Gemeinde weit über ihre Grenzen hinaus, war ein begabter und populärer Prediger und Seelsorger. Rund 1000 Täuflinge wurden von ihm eingeseget. Während seiner Amtszeit hatte sich die Mitgliederzahl der Gemeinde Danzig verdreifacht. Er war maßgeblich an der Gründung der Vereinigung 1886 beteiligt, übte viele Jahre lang den Vorsitz der Generalversammlung der Vereinigung aus, war Stellvertreter im Kuratorium und über längere Zeit in der Redaktion der *Mennonitischen Blätter* tätig. 1905 veröffentlichte er *Predigten und Reden aus fünfundzwanzigjähriger Amtszeit* und 1908 gab er für seine Gemeinde ein neues Gesangbuch heraus. Mannhardt liebte die deutsche Literatur, war literarisch äußerst produktiv und hielt an der Danziger Hochschule Vorträge. Er gehörte zweifellos zur geistigen Prominenz der Stadt und hatte gute Kontakte zu regionalen Regierungsstellen. Theologisch bevorzugte er ein dogmenfreies Christentum. Aus seiner antikatholischen Einstellung machte er keinen Hehl, politisch war er konservativer Monarchist. Seine Verehrung der Hohenzollernkaiser schien schier grenzenlos. Wie kaum ein anderer mennonitischer Theologe versuchte er sich in Wort und Rede verantwortungsvoll den Herausforderungen der Kriegszeit zu stellen. Als einzigartig in den Mennonitengemeinden muss wohl sein Bemühen gesehen werden, eine Art Predigtlehre im Krieg zu entwerfen.³⁸ Mannhardt war verheiratet und hatte eine Adoptivtochter.

Mannhardt und der Krieg

Mannhardt sah den ausgebrochenen Weltkrieg zunächst als Gericht Gottes, dem man sich mit Demut, aber auch mit aller militärischen Kraft stellen muss. Er war kein vordergründiger Kriegstreiber, er forderte nicht zum Feindeshass auf und warnte vor Rachsucht. Aber weil »das so schmachvoll überfallene Vaterland«, so schrieb er, niemals unter fremde Gewalt und Herrschaft kommen dürfe, müsse aus Vaterlandsliebe zu den Waffen gegriffen werden, denn Opfer seien gefragt: »Es genügt nicht, dass wir vaterländische Lieder singen und ausziehenden Truppen zujubeln. Wir müssen den heiligen Ernst der Zeit in seiner Größe begreifen. Das können wir nur, wenn wir im gewaltigen Brausen des Zeitensturmes die Stimme Gottes hören.«³⁹

Mannhardt verstand es wie kein anderer unter den Mennoniten, den Weltkrieg mit gekonnt eingesetzten Sprachbildern geradezu zu sakralisieren. Der Krieg geriet bei ihm zum gottesdienstlichen Akt. Das Massentöten, das mit militärischem Kalkül Woche für Woche auf den Schlachtfeldern vorangetrieben wur-

de, verwandelte sich für Mannhardt in einen Akt der Liebe. Dann, so fuhr er in seiner Kriegsbetrachtung 1914 fort, »wissen wir auch, daß für ihre Wunden und ihren Opfertod das Wort unseres Herrn gilt: Niemand hat größere Liebe, denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde (Joh. 15, 13)«.

Mannhardt und der große Opfertag

Am 1. August 1915 wurde in Danzig wie überall im Deutschen Reich ein Opfertag gefeiert, zuerst in der überfüllten Mennonitenkirche und am Nachmittag im Freien. Prediger Mannhardt war Redner bei dieser städtischen vaterländischen Feier, zu der nahezu 6000 Menschen gekommen waren.⁴⁰ In einer überwiegend evangelisch geprägten Stadt, die 1914 über 180 000 Einwohner zählte, war dies für ihn als Mennonit gewiss eine Auszeichnung. Mannhardt war schon seit Jahren einer der herausragenden Festredner für die Stadt Danzig und ihr Bürgertum gewesen. In seiner Gedächtnisrede zum hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I. im Jahr 1897 nannte er ihn einen gottbegnadeten Helden, der Deutschland nicht nur geeint, sondern zu ungeahnter Machtstellung unter den Völkern des Erdkreises geführt habe.⁴¹ Und jetzt in dieser Opfertagsrede nach einem Jahr Weltkrieg, sprach er mit religiöser Inbrunst vom Kaiser, der sein Volk zum Kampf rief. Und die Worte Kaiser Wilhelms II. zum Kriegsausbruch am 1. August 1914 »Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens handelt es sich« bekamen jetzt ein Jahr später, als sich die Vernichtungsgewalt dieses Krieges schon längst gezeigt hatte, bei Mannhardt nahezu göttliche Bekräftigung: »Was in jenen und in den heutigen kaiserlichen Worten lebt, das muß auch fernerhin in allen lebendig und wirksam bleiben.« Darum dürfe niemand seinen Kaiser und sein Volk im Stich lassen. Dahinter stand die felsenfeste Überzeugung, dass Gott durch diesen Kaiser in Deutschlands Geschichte handelte. Auch in der Vorstellungswelt vieler Mennoniten nahm die Allianz von »Thron und Altar« spätestens ab 1914 einen zentralen Platz ein.

Die Mennonitengemeinde Danzig sandte ihren Brüdern im Kriege den Gruß: »Wir daheim sind gleichen Sinnes mit Euch, die Ihr für die Heimat und für uns alle kämpft und leidet und siegend oder sterbend bezeugt: Es ist kein Kampf für die Güter der Erde, das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte«. Für Mannhardt war dieser Weltkrieg ein Heiliger Krieg, in dem Opferbereitschaft und Begeisterung nicht versiegen durften.

Mennoniten gegen den Krieg

Außergewöhnlich ist ein äußerst kriegskritischer Beitrag eines Russlandmennoniten, der immerhin Anfang 1916 in den *Mennonitischen Blättern* veröffent-

licht wurde.⁴² Er bestreitet dem Krieg jeglichen christlichen Wert und nennt ihn schlicht unmenschlich. Mit seiner kühnen Ausführung klagt der anonyme Autor die gesamte deutsch-mennonitische Kriegbegeisterung an: »Ach, welche wilden Leidenschaften müssen erst geweckt werden, welche die Menschen treiben, gleich wilden Tieren gegeneinander zu stürzen, einander zu zerreißen, zu vernichten. Das ist nicht mehr menschlich, das ist dämonisch«.

Mannhardt wollte diesen pazifistischen Ideen auf keinen Fall Raum geben. Sein Brief an das Kuratorium der Vereinigung vom 13. März 1916 veranschaulicht wie kein anderes Dokument seinen kirchenpolitischen Standpunkt.⁴³ Erkennbare Tendenzen unter den Russlandmennoniten, die nach Deutschland zurückgewandert waren oder es vorhatten und dort in der Wehrpflichtfrage mögliche Zugeständnisse erlangen wollten, empfand er als eine Bedrohung der neugewonnenen deutsch-mennonitischen Identität. Sie hätten zwar »deutsches Wesen und deutschen Charakter«, besäßen aber »politisch nicht die geringste Zuneigung zum deutschen Reiche (...) Außerdem würden sie in Deutschland ein neues unzufriedenes Element bilden, deren wir genug und übergenug haben«.

Aus der Sicht Mannhardts waren die mennonitische Bereitschaft zum Kriegsdienst mit der Waffe und die Absicht, das Vaterland mit Leib und Leben zu verteidigen, die entscheidende Voraussetzung, um als gleichberechtigte Bürger angesehen zu werden. Eine Zunahme des waffenlosen Dienstes würde dem deutschen Mennonitentum und seinem gerade im Krieg gewonnenen Ansehen schaden. Er betrachtete sogar das noch gültige Privileg des waffenlosen Dienstes als ärgerlichen Nachteil und betonte in dem Brief: »Wir sind nun endlich einmal in die Reihe der wirklichen gleichberechtigten Staatsbürger eingetreten und schleppen nur noch den alten Klotz der Kabinettsordre von 1868 am Bein.«

Mannhardts Rede zur Kriegszeit

Nicht allein ihr Inhalt ist bemerkenswert. Es ist der Vorgang an sich, dass ein mennonitischer Prediger den führenden Bürgern der Stadt Danzig eine »Rede zur Kriegszeit« hielt, dazu in ihrer wohl feinsten Adresse, im Festsaal des Nobelhotels Danziger Hof. Der Stadt Danzig war der Krieg durch den Einfall der Russen in Ostpreußen bedrohlich nahe gerückt. In Danzig hatte das XVII. Armee-Korps seinen Standort, und diese Stadt wählte sich erstaunlicherweise einen Redner aus den Reihen einer Glaubensgemeinschaft, die noch rund 40 Jahre davor in der Wehrdienstfrage gespalten war und eine kritische Zerreißprobe überstehen musste, in die sogar staatliche Stellen und Gerichte verwickelt waren.⁴⁴

Die Rede des damals sechzigjährigen Mennonitenpredigers ist nur auf den ersten Blick zurückhaltend.⁴⁵ Stereotype Feindbilder unterlässt er zwar und nirgendwo hetzt er gegen England und Frankreich. Aber von Deutschlands sittlich-geistiger und kultureller Überlegenheit ist er überzeugt. Deutschland sei im Recht, wenn es diesen ihm aufgezwungenen Krieg bis zum bitteren Ende führe. So wie ihm auf der Kanzel biblische Bilder und Sprüche dienlich sind, diesen Krieg moralisch zu rechtfertigen, so benutzt er hier die vaterländische Dichtung, um Deutschlands Taten und Helden heraufzubeschwören. Mit beiden Überlieferungen, der biblischen und der literarischen, kann er seine Zuhörer überzeugen, dass Gott auf der Seite der Deutschen steht. In diesem Krieg werde ein göttlicher Streit ausgetragen. Die zuvor intonierte Festmusik aus Händels Oratorium Judas Makkabäus lieferte ihm die nötigen Stichworte. Deutschland befinde sich, ähnlich wie damals das kleine, von einer Übermacht bedrohte Volk Israel, das für seine Freiheit zu kämpfen und zu sterben wusste, in einer Entscheidungsschlacht gegen gottlose, sittlich unterlegene Gegner, die mit List und Hass Deutschland niederzwingen wollen. Für Mannhardt ist Deutschland Gottes auserwähltes Volk, das die Welt in Erstaunen versetzt und vom Schöpfer mit einer unvergleichlichen »Wesenskultur« beschenkt worden sei. Mannhardt ist überzeugt, dass kein Volk der Erde reicher an Gerechtigkeitsgefühl sei als das deutsche. Deutschland habe aus diesem Grund eine Mission für die Welt, gerade mit und durch diesen Krieg. Wie in der Polemik der biblischen Propheten, die gegen Anhänger fremder Göttern stritten, so polemisiert Mannhardt gegen die »Ausländerei« vieler Deutscher. Für ihn ist dieser Krieg eine Auseinandersetzung in biblischem Maßstab, ein Kampf gegen widergöttliche Feinde, für den es sich zu sterben lohne.

Mannhardt weiß sehr wohl, dass dieser Krieg schon jetzt wie keiner zuvor bereits massenhaften Tod gebracht hat. Aber er hofft, dass auch aus diesen Gräbern ein neuer deutscher Frühling, ja sogar ein neuer Weltenfrühling emporenwachsen würde. Er gibt dem Soldatentod einen religiösen Sinn und stilisiert die Gefallenen zu Helden von antiker Größe. Aber noch gälte es für alle, auszuharren und durchzuhalten mit jener Entschlossenheit und Opferbereitschaft, mit der dieser Kampf aufgenommen wurde. Deutschland habe in diesem Krieg eine heilige göttliche Aufgabe. Und dann spricht er davon, dass einst eine Zeit kommen würde, in der die anderen Völker Lüge und Hass überwinden und sich zu Deutschland bekehren und bekennen würden: »Deutschland, du Herz der Welt, was danken wir dir«.

Als routinierter Redner kennt Mannhardt die emotionale Kraft biblischer Bilder und Motive und lässt sie mit literarischen Mitteln immer wieder an-

klingen Seine Rede ist, nüchtern betrachtet, von Durchhalteparolen getragene Kriegspropaganda, auch wenn auf grobe Feindbildklischees verzichtet wird. In Wirklichkeit findet eine religiös aufgeladene Verherrlichung Deutschlands und seiner kriegerischen Sendung für die Welt statt, die jeden Zweifel am Sinn des Soldatentodes zum Verstummen bringen möchte. Das Echo auf diese Rede war mit Sicherheit so positiv, so dass sie im Druck erscheinen konnte.

Kriegsverlauf und Kriegsende

Die Identifikation mit dem Krieg und seiner vermeintlichen Sinnhaftigkeit dauerte trotz immenser Verluste an Menschenleben an. Das Kriegsgeschehen erfuhr weiterhin – und dies gilt unterschiedslos für die *Mennonitischen Blätter*, das *Gemeindeblatt* und den *Christlichen Gemeindekalender*⁴⁶ – seine theologische Überhöhung. Das *Gemeindeblatt* warb für die V. Kriegsanleihe als vaterländische Pflicht und begründete dies sogar mit einem Jesuswort aus Mt. 22, 22.⁴⁷

Zu Pfingsten 1917, als der tägliche Überlebenskampf die Zivilbevölkerung zu zermürben drohte und viele in dem massenhaften Soldatentod längst keinen Sinn mehr sehen konnten, versuchte Christian Neff mit einer Bibelauslegung im *Gemeindeblatt* über das um sich greifende Jammern und Klagen hinweg, Zuversicht zu verbreiten. Gott habe nicht den Geist der Furcht, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht gegeben. Er sprach vom Pfingstgeist als Kraft zum Ausharren und Aushalten, gerade weil der Krieg »die größten Anforderung nicht nur an die Nervenkraft unseres Körpers, sondern auch an die Spannkraft unserer Seele« stellt. »Wenn aber der rechte Pfingstgeist in unseren Herzen wohnt (...) dann geht's durch Kämpfen zum Siege, von Kraft zu Kraft, von Sieg zu Sieg.«⁴⁸

Erstaunlich selbstkritische Töne klingen dagegen kurz vor Kriegsende bei H. G. Mannhardt an. Offensichtlich selbst erschöpft und kriegsmüde, drückte er unumwundene Friedenssehnsüchte aus: »Noch wütet menschliche Unvernunft der Erdenvölker wider einander in mörderischem Streit. Einmal wird der Tag erscheinen, da die göttliche Vernunft der irdischen Leidenschaften und der Verblendung Herr wird.« Der Krieg als Mittel der Politik, um Recht und Freiheit durchzusetzen, schien für ihn jetzt ausgedient zu haben. Aber auch das Versagen der »heutigen Christenheit« sprach er offen an: »Daß in der heutigen Christenheit des Geistes- und Lebenskräfte wahren Christentums stark genug sind, um die Menschen zum Kampf für Recht und Freiheit zu stählen, aber nicht stark genug, um Völker zu einem Bunde wahrer Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu vereinen, das zeigt uns dieser Krieg.«⁴⁹

Der Verfasser der Gemeinde-Chronik im *Christlichen Gemeindekalender* 1919

zeigte sich erleichtert über den Frieden von Brest-Litowsk im Osten. Die wahren Feinde, die die soldatische Kampfmoral schädigten und zersetzend wirkten, sah er jetzt innerhalb Deutschlands. Er hoffte, dass gerade Mennoniten in dieser Situation als Salz wirken, das der inneren Fäulnis und Zersetzung in unserem Volk und dem Abfall von Gott entgegenwirken könne.⁵⁰ Und fast trotzig betonte der Chronist in dieser sinnlosen Situation zum Kriegsende den Durchhaltewillen. Voller Stolz bilanzierte er den mennonitischen Blutzoll: »Der Tod hält ungehindert Ernte und welche Wunden werden geschlagen in diesem gewaltigen Blutvergießen. Auch unsere Gemeinschaft hat wieder reichen Anteil an den unumgänglichen Verlusten.«

Die Weimarer Republik wurde abgelehnt

Über das Ende des Krieges kam bei den Mennoniten keine wahre Freude auf. Eine Welt war zusammengebrochen, vertraute und auch in den Mennonitengemeinden verinnerlichte Wertvorstellungen von Gehorsam, Disziplin und Unterordnung hatten ihre Gültigkeit verloren. »Tapferkeit, die echte Tugend eines deutschen Mannes hat ja in dem Weltverbrüderungsgedanken keinen Platz mehr.«⁵¹ Es fiel schwer, sich mit dem Ende der Monarchie abzufinden. Die Idee eines christlichen Staates mit einem Kaiser »von Gottes Gnaden« an der Spitze – für die überwiegende Mehrheit der Mennoniten die einzig vorstellbare Staatsform – war zerstört.

In ähnlicher Weise drückte H. G. Mannhardt bei der »Gedächtnisfeier für unsere im Krieg gefallenen Brüder« seine Wehmut über den Verlust des Kaiserreiches und Trauer über den militärischen Zusammenbruch aus: »Ihr habt euer Leben hingegeben für ein Reich das groß und herrlich war (...). Ihr seid der bitteren Enttäuschung entgangen, die das Ende des Krieges uns allen, den Überlebenden gebracht hat.«⁵²

Nicht nur Mannhardt war eifriger Verbreiter der Dolchstoßlegende. Man habe zwar die Schlachten, der Gegner aber den Krieg gewonnen, liest man in der Gemeinde-Chronik von 1920.⁵³ Der Schock über die revolutionären Ereignisse im eigenen Land schien schlimmer als der verlorene Krieg.

Die neue Reichsverfassung machte dem Staatskirchenwesen ein Ende und sicherte den Mennoniten die rechtliche Gleichstellung. Dies wurde immerhin auf einer pfälzisch-hessischen Gemeindekonferenz 1920 mit Genugtuung festgestellt.⁵⁴ Aber die Möglichkeiten einer grundsätzlichen Erneuerung, die die neue Republik von Weimar verhieß, wurden nicht erkannt. Die Republik blieb auch unter den Mennoniten ungeliebt und löste Ängste aus. Auf ihr könne kein Segen ruhen, weil sie nicht Geist von oben, sondern von unten sei, urteilte die Gemeinde-Chronik 1920.⁵⁵

Den mennonitischen Gefallenen – insgesamt waren es 400⁵⁶ – erwies man im *Gemeindekalender* bis 1922 die Ehre. Das emphatische »Ja« zur deutschen Kriegsführung, wie es in zahlreichen Veröffentlichungen bis zum Kriegsende immer wieder betont worden war, wurde nach dem Krieg nirgendwo problematisiert oder gar als Fehleinschätzung revidiert. Die aktive Teilnahme am Militärdienst wurde auf der erwähnten Konferenz 1920 im Rückblick als Pflichterweis gegenüber Staat und Vaterland bewertet, denen man Dank geschuldet habe: »Der mennonitsche Grundsatz der Wehrlosigkeit [Sperrung i. Original] wurde für die große Mehrheit von Mennoniten durch den Weltkrieg gelöst. In dem Verteidigungskrieg, den Deutschland zu führen hatte, wollten auch die mennonitischen Männer und Jünglinge nicht zurückstehen. Sie hielten es fast ausnahmslos für ihre Pflicht, das Vaterland, das sie schützte, auch ihrerseits mit der Waffe zu verteidigen.«⁵⁷ Eine mennonitische selbstkritische Stellungnahme angesichts des Verlustes so vieler Menschenleben, die dieser Weltkrieg auch in den eigenen Reihen forderte, ist in dieser Zeit nicht zu finden.

Unfähigkeit zur Trauer

Die Bilanz ist erschreckend. Mennonitische Prediger und Schriftleiter haben sich im Ersten Weltkrieg nicht nur nationalistisch gebärdet, sondern in ihrer seelsorgerlichen Reaktion auf die politischen Ereignisse auch eine spezifische bellizistische Theologie im Krieg entwickelt und vorangetrieben. Hierbei standen die süddeutschen, stärker pietistisch geprägten Mennoniten ihren nord- oder westpreußischen Brüdern nicht nach. Alle waren davon überzeugt, dass dieser Weltkrieg ein Verteidigungskrieg und somit ein gerechter Krieg war. Der Opfergedanke, die Hingabe des Lebens für Kaiser und Vaterland, nahm in ihren Predigten und Verlautbarungen eine zentrale Rolle ein. Sie haben dabei Texte der Bibel und den Namen Gottes für ihre vaterländischen Gefühle und Interessen missbraucht und dem menschlichen Leben einen geringen Wert beigemessen. In diesem Glauben nahmen sie mit ihrer ganzen geistlichen Autorität Einfluss auf ihre Gemeinden, besonders auch auf die jungen männlichen Mennoniten. Sie ließen bis zum Ende des Krieges keinen religiösen Zweifel an dessen angeblicher Sinnhaftigkeit aufkommen und forderten zum Durchhalten bis zum bitteren Ende auf. Prediger und Universitätstheologen der beiden großen christlichen Kirchen taten leider Ähnliches. Dass aber von mennonitischen Kanzeln und Publikationen die Botschaft ausging, im Krieg selbst religiösen Sinn finden zu können, weil er die Gelegenheit biete, die heiligsten Opfer zu bringen und dabei im Glauben zu wachsen, war für eine Freikirche mit pazifistischer Tradition ein beschämender Vorgang gewesen.

Das gesellschaftliche Ansehen der Mennoniten wuchs im Ersten Weltkrieg und ließ ihr Selbstwertgefühl aufblühen. Dass ihre religiöse Überhöhung des Krieges auch zur Radikalisierung und Verlängerung dieser »Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts« beigetragen hatte, kam ihnen nicht in den Sinn.

Mannhardts Danziger nationalistische Rede zur Kriegszeit beweist zwar eine rhetorische Begabung, die wohl keiner seiner Amtskollegen sonst besaß. Der deutschnationale Inhalt dieser Rede und ihr heroischer Ton gingen jedoch nicht über das hinaus, was auch sonst in mennonitischen Kreisen verkündet wurde. Das Beklemmende dieser Rede liegt heute aber in dem Vorgang, dass in einer großen deutschen Stadt ein mennonitischer Prediger seine nichtmennonitische Zuhörerschaft zur nationalen Geschlossenheit gerade in Zeiten des Krieges aufgerufen hat.

Im September 1919, als weite Bevölkerungskreise immer noch massiv an körperlichen und seelischen Kriegsfolgen litten, brachte Hermann G. Mannhardt anlässlich des 350-jährigen Gemeindejubiläums seine Geschichte der Danziger Mennonitengemeinde heraus. Weiterhin voller Tatkraft und in unbeirrter Manier schrieb er auf einer der letzten Seiten dieses Buches »D e r W e l t - k r i e g [Sperrung i. Original] ist natürlich auch an unserer Gemeinde nicht ohne tiefe Spuren vorübergegangen. Bei seinem Ausbruch traten 138 Männer, vom 16 jährigen Kriegsfreiwilligen bis zum 44 jährigen Landsturmmann, unter die Waffen.«⁵⁸ Und dann folgt eine kurze lapidare Kriegsteilnehmer- und Gefallenenliste. Erwähnt wird außerdem, dass der Gemeindevorstand »von Zeit zu Zeit allen besondere Zuschriften sandte, welche ihnen sagen sollten, dass wir ihrer in Treue und Dankbarkeit gedachten.«

Dieser Abschnitt aus dem Buch Mannhardts bleibt ein erschütterndes Dokument einer Unfähigkeit zur Trauer nach einem Weltkrieg, der nahezu zehn Millionen Opfer unter den Soldaten gefordert hatte. Die Anzahl der zivilen Opfer wird auf weitere sieben Millionen geschätzt. Dazu kommt ein Heer von Schwerstbehinderten.

An das Grauensvolle des Massensterbens sollte nicht erinnert werden. Für eine echte Trauer um die Opfer des Krieges haben auch die Mennoniten in den Jahren danach keine Sprache gefunden.⁵⁹ Aber auch von Mannhardts großer Rede im Krieg, von seinen »Taten und Helden«, die er vier Jahre zuvor beschworen hatte, war nichts mehr zu hören.

Taten und Helden

Rede zur Kriegszeit am 5. März 1915
gehalten im Festsaal des Danziger Hofes

von

H. G. Mannhardt

Prediger der Danziger Mennoniten-Gemeinde

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen enthalten zwar den genauen Sinn, aber nicht durchweg den genauen Wortlaut meiner Ansprache. Ich habe erst nachträglich, was ich sagte, aufgeschrieben und konnte es nicht so wiedergeben, daß Wort und Schrift sich völlig decken. Auch hielt ich mich für berechtigt, in dieser für einen größeren Kreis berechneten Niederschrift hie und da kurze Ergänzungen beizufügen.

H. G. M.

Von Taten und Helden ist hier gesungen worden.* Und wenn die Töne aus Händels Meisterwerk nun verhaucht sind, so wird ihr Nachhall uns doch aus diesem Raum hinausbegleiten. Geben sie doch Kunde von einem Freiheitskampfe, den vor mehr als zweitausend Jahren

ein tapferes kleines Volk gegen die Übermacht seiner Unterdrücker siegreich bestand! Wann schlagen unsere Herzen lauter in begeisterter Anteilnahme an den Geschicken der Völker, als wenn wir in Geschichte, Lied und Sage von einem Geschlechte hören, das für Vaterland und Freiheit zu kämpfen und zu siegen, zu leben und zu sterben wußte?

Und heute, da wir selbst mitten in einem solchen Kampfe stehen, mögen die Klänge von Taten und Helden der Vergangenheit unsere Herzen besonders tief ergreifen.

Es ist nicht das erste Mal, daß unser deutsches Volk um seine Freiheit und um seinen Fortbestand in Gegenwart und Zukunft ringt, aber so gewaltig, so entscheidend für uns selbst und für die künftige Gestalt der Welt war noch kein deutscher Krieg.

Von der Hermannschlacht am Teutoburgerwalde bis nach Leipzig und Waterloo, nach Wörth und Sedan ist ein langer Weg, der durch

* Die Danziger Singakademie trug vor der Rede Chöre und Soli aus dem 1. Teil von Händels Judas Makkabäus vor.

Aufstieg und Niedergang endlich zum herrlichsten Ziele führte.

Wunderbare Zeit der Erfüllung vor 44 Jahren! Wer sie erlebt hat, vergisst sie niemals, niemals wieder. Alle Hoffnungen der Besten waren in Erfüllung gegangen, alle Weissagungen und Träume waren Wirklichkeit geworden. Was der Herold des deutschen Reiches und des neuen deutschen Kaisertums, Emanuel Geibel, 1859 mit prophetischem Blick ausgerufen hatte:

»Einst geschieht´s, da wird die Schmach
Seines Volkes der Herr zerbrechen:
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen«,

das was nun geschehen.

Und als wir dann unser neues Reichshaus unter viel innerem Streit ausbauten und uns in der Welt draußen immer mehr Platz an der Sonne gewannen, fingen wir allgemach an zu glauben, nun könne es keinen Krieg mehr geben, die Welt sei des Blutvergießens müde und kein Feind werde mehr uns anzugreifen wagen.

Aber nun ist es gewaltiger denn je über uns hereingebrochen mit einer nie erhörten Donnersprache, nun ist es gekommen, was ein Moltke längst mit klarem Wort vorausgesagt hatte, was die Männer seines Geistes, unser Kaiser voran, unbeirrt vorbedacht haben, und was auch Geibel dichterisch vorgeahnt hat, wenn er weiter fortfährt:

»Dann, o Deutschland sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.«
»Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, dass dich Gott nicht lässt,
So du dich nicht selbst verlassen.«
»Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann zerstören,
Taten wird zu dieser Frist
Helden dir die Not gebären.«

Nicht irgend ein einzelnes von den Nachbarreichen hat es gewagt uns anzugreifen, aber der Neid und der Haß haben einen Ring der Völker um uns her geschlossen, der durch die Überlegenheit seiner gewaltigen Machtmittel meinte uns und unsere wenigen Bundesgenossen leicht

erdrücken zu können. Doch es ist ihnen bis heute nach sieben furchtbaren Kriegsmonaten nicht gelungen. Taten und Helden hat diese eiserne Zeit und ihre Not unserem Vaterland geboren, die allem Ansturm von Gewalt und List bisher mit unerhörten Opfern aufgehalten, ja die den Krieg tief in die feindlichen Länder hinein und weit auf die feindlichen Meere hinaus getragen haben. Können wir jemals genug danken, dass unser Volk in Waffen zu Lande und zu Wasser, in den Lüften und unter dem Meere unser Vaterland davor bewahrt hat, von jenen Horden weithin verwüstet zu werden, deren schreckliche Spuren das arme ostpreußische Grenzland und seine unglücklichen Bewohner am Leibe tragen?

Das schwere Schicksal des Krieges ist ein gemeinsames Leid und schlingt ebenso wie aller Dank und alle Freude ein festes Band um unsere Volksgenossen. Aber es gibt auch viele besondere Schmerzen, welche mit Kraft und Mut, mit Heldensinn getragen werden wollen.

Hat nicht manche redliche Herzen der Gedanke aufs Tiefste bewegt, woher es kommen mag, dass wir so gehasst werden in der Welt; wenn sie sahen, dass nicht nur unsere offenen Feinde, sondern auch die halben Freunde und die angeblich neutralen Völker eine wahre Flut von Schmähung, Verkennung und Mißverstand über uns ausschütteten? Wir dürfen uns von dieser Erfahrung nicht niederdrücken lassen, vor allem dürfen wir darüber nicht die Stimmen überhören, die sonst und jetzt beweisen haben, dass wir draußen in der Welt auch geliebt werden.

Ich könnte vieler solcher freundlichen Stimmen nennen, Stimmen aus dem Nordland wie die Björnsons und des trefflichen Sven Hedin, und Stimmen aus dem Süden, aus Spanien und Griechenland, auch aus den uns stammverwandten Ländern der Schweiz und der Niederlande. Aber ich möchte hier jetzt nur reden von den Millionen unserer deutschen Brüder und Schwestern, die überall auf dem Erdkreis wohnen. Wie anders ist heute ihre Liebe zum deutschen Vaterlande als noch vor fünfzig Jahren! Einst war es dem Deutschen in der Fremde natürlich sich möglichst schnell in Sitte und Gesinnung der Fremde anzupassen und an die alte Heimat mit Geringschätzung zu denken, heute dagegen sehen wir mit Erstaunen und Entzücken die mächtige Woge der begeisterten Liebe, der leidenschaftlichen Anteilnahme, die z. B. durch die vielen Millionen der Deutschamerikaner hinbraust, eine Liebe und Begeisterung, die ihren symbolischen Ausdruck neben vielem anderen auch in jenem Neuyorker Konzertsaal fand, als eine edle deutsche Frau und Sängerin die Versammelten im Sturm hinriß mit Eichendorffs deutschem Heimwehliede, dessen letzte Strophe heißt:

»Der Morgen, das ist meine Freude,
Da steig ich in stiller Stund

Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!«

Und wenn jetzt bei unseren Feinden jede bessere Regung unter den Ausbrüchen des Hasses und der Vernichtungswut, die von den Regierungen und der Presse gepflegt werden, erstickt zu sein scheint, so darf doch wohl daran erinnert werden, dass die wenigen wirklichen Kenner Deutschlands, besonders unter den Engländern, uns eine Bewunderung zollen, die man mit vollem Recht Liebe nennen kann. Ich denke dabei nicht nur an den in England geborenen nun aber schon lange in Deutschland lebenden Houston Stuart Chamberlain, sondern mehr an den besten Mann Englands im 19. Jahrhundert: Thomas Carlyle.

Ich bin überzeugt, dass er heute, wenn er diese Zeit erlebt hätte, sich in seiner Liebe zu Deutschland nicht würde beirren lassen durch das wüste Geschrei vom angeblichen deutschen Militarismus und Barbarismus. Denn alles, was im deutschen Volke an hohen und höchsten Kulturgütern vorhanden ist, das sah dieser Mann mit schärferem Blick und offenerem Herzen, als viele Deutsche selbst es sehen. Seine Liebe galt der ganzen deutschen Geistesbildung mit ihren sittlichen Kräften und ihren unersetzlichen Gemütswerten.

Wie beschämend ist es daß es immer noch Deutsche gab und gibt, denen alle diese Werte wenig bedeuten, weil ihnen die alte üble deutsche Ausländerei noch immer im Blute steckt, die nicht aufhören will und mag, den Fremden nachzulaufen und nachzuäffen. Man sagt wohl nicht mit Unrecht, daß diese traurige Neigung nur die Kehrseite und das Zerrbild jener deutschen Tugend sei, die uns befähigt, das Gute zu sehen und anzuerkennen, was andere Völker besitzen, aber wie oft ist das Zerrbild, auch noch in jüngster Zeit bei uns vorherrschend gewesen, ja wie beleidigt es noch heute so oft unser Gefühl! Schon seit jener Zeit, als sich im 18. Jahrhundert zuerst wieder ein lebhafteres deutsches Nationalgefühl regte, sind führende Geister nicht müde geworden ihr Volk zu mahnen, daß es deutsch empfinden und handeln sollte. So der edle Klopstock, der vor 150 Jahren zürnend ausrief:

»Verkennt denn euer Vaterland, undeutsche Deutsche! Steht und gafft mit blöder Bewunderung großem Auge das Ausland an!«
»Dem Fremden, den ihr vorzieht, kams nie ein, den Fremden vorzuziehen. Er haßt die Empfindung dieser Kriebsucht, verachtet euch, weil ihr ihn nachahmt!«

Welch ein tiefer Schmerz die Brust solcher Männer erfüllte, die den hohen Wert des deutschen Wesens erkannten und daneben die

Würdelosigkeit sehen mußten, mit welcher deutsche Männer und Frauen ihre Ausländerei zur Schau trugen, das sagen uns unter so vielen anderen die schwermütigen Worte Hölderlins in seinem »Gesang der Deutschen«:

»O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldulndend, gleich der schweigenden Mutter Erde,
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben!«
»Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe, bin ich der deine schon,
Oft zürnt ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest.«

Brauche ich an alle die hohen Geister zu erinnern, die nach Klopstock und Hölderlin seit mehr als hundert Jahren ihr Bestes daran gesetzt haben, des deutschen Volkes Seele wachzurufen zur Erkenntnis des eigenen Wertes, und brauche ich zu sagen, dass sie nicht umsonst gearbeitet haben? Ja wahrlich sie alle, von Ernst Moritz Arndt, von Fichte und Heinrich von Kleist bis zum gewaltigen Bismarck, haben ihr Volk emporgerissen zu selbstbewußter Größe, zu Heldentaten und Erfolgen in Krieg und Frieden, auf allen Gebieten menschlicher Arbeit, menschlichen Wissens und Könnens, welches das Staunen aber auch den Neid der Welt erregt haben.

Und erleben wir es nicht eben jetzt von neuem, daß es den Mächten, die wieder am Werke waren unser Volk undeutsch und wurzelloser zu machen, trotz alles scheinbaren Erfolges nicht gelungen ist, den deutschen Geist in fremde Fesseln zu schlagen. Nur an der Oberfläche und bei den Oberflächlichen haben sie ihre Wesen treiben können. In der Tiefe war die deutsche Kraft, das deutsche Gemütsleben, der deutsche Glaube und der deutsche heilige Ernst der Hingabe an das Vaterland stark und lebendig und bringt jetzt seine edelsten Früchte.

Wird nun wohl endlich, endlich die Zeit kommen, in der auch die äußere Lebenshaltung bei Hoch und Niedrig wahre deutsche Wesenskultur zu würdigem Ausdruck bringt, oder werden wir in diesen Dingen auch künftig die gehorsamen Diener fremder Moden und Launen sein?

Dieser Tage las man, dass jetzt mitten im Kriege in Berlin eine Pariser Modellausstellung vorbereitet wird. Wenn das wirklich geschieht, ohne daß deutsche Männer und vor allem deutsche Frauen, die doch in diesem Kriege schon so viel für das Vaterland geleistet haben, sich dagegen aufs äußerste zur Wehr setzen, dann könnte man auch heute noch mit Hölderlin klagen

»oft zürnt ich weinend, dass du immer blöde die eigene Seele leugnest.«

Soll nun aber fortan zwischen den Völkern, die jetzt im erbitterten Kampfe liegen, nur noch der Haß das Wort führen, sollen niemals wieder Brücken des Verkehrs und des Verständnisses geschlagen werden? Darauf ist zu antworten, daß der Krieg selbst uns deutlich macht, wie sehr die Völker auf einander angewiesen sind. Es ist ferner zu sagen, daß kein Volk der Erde reicher an Gerechtigkeitsgefühl ist als das deutsche. Wenn wir jetzt mit Zorn und Empörung, mit Haß und Abscheu an die eigentlichen Anstifter dieses furchtbaren Weltkrieges denken, und sie unter Gottes Beistand zu strafen wünschen, so machen wir unseren Haß nicht zur Gesinnung, die dauernd unser Denken und Tun beherrschen könnte. Wie sehr der Haß auch die Völker blind macht und welche verdummende Wirkung er ausübt, das sehen wir am deutlichsten an den Franzosen.

Wollen wir unter den Völkern der Erde den Platz, der uns gebührt, künftig behauptet, dann werden wir nicht ohne das Wort der Bibel auskommen: »Gerechtigkeit erhöht ein Volk!« aber wir werden auch Klopstocks Mahnung nicht vergessen dürfen:

»Nie war, gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht, wie du!
Sei nicht allzugerecht, sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!«

Nein wir dürfen nicht allzu gerecht sein, damit nicht unsere Gerechtigkeit, oder was wir so nennen, wieder unsere Schwäche wird.

Doch was reden wir von der Zukunft, während doch die Gegenwart alle unsere Gedanken für sich fordert? Wir können jetzt nicht zusammenkommen ohne unserer kämpfenden und blutenden und besonders unserer gefallenen Brüder zu gedenken. Taten und Helden hat die Not uns geboren, das sagen uns tausend Berichte, das sagen uns die Verlustlisten, das sagen uns die Gräber.

Als Schiller einst von Vaterland und Freiheit singen wollte, musste er seine Helden jenseits der deutschen Grenzen suchen oder im fernen Altertum. Heute würde er das nicht tun. Was er von längst vergangener Zeit im Hinblick auf Kulturstätten und Menschen des alten Griechenlands zu rühmen wußte, das paßt heute ganz und gar auf unser eigenes Volk:

»Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler [original:
Pflanzen] der Menschheit,
Fernen Inseln des Meeres brachtet [original: sandtet] ihr Sitten

und Kunst.

Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Toren;
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten hinaus [original:
heraus].

Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Sahen [original: blickten] dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne
verschläng.

Betend stürzten sie dann an [original: vor] der Götter Altären sich
nieder,

Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.«

Und von wie Vielen, ach wie Vielen, gelten nun auch die weiteren
Verse:

»Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein.

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,

Grünet der Ölbaum, es keimt fröhlich die köstliche Saat.«

Wir denken an unsere toten Helden. Mehr als zweimalhunderttau-
send ruhen schon im Erdschoß, in den Fluten des Meeres, wenige in
heimatlichem, viele im fremden Boden, auch im fernen Asien und in
Afrika. Niemand soll es uns wehren zu klagen um so viel Jugendkraft,
die nun gebrochen ist, um so viel Glück und Hoffnung, die nun gestor-
ben sind. »Seele vergiß sie nicht, Seele vergiß nicht die Toten!« »Nur das
Gemeine steigt klanglos und klaglos hinab in die Gruft.«

Aber unsere Klage ist nicht trostloser Jammer, sondern Heldenklage,
würdig unserer Gefallenen und ihrer Taten! Noch grünen die Bäume
nicht über ihren Hügeln, noch ist die Erde winterlich und kahl. Aber
wenn der Friede einmal wiederkommt, dann wird das wunderbare
Blühen eines neuen Frühlings zu ihnen herniedersteigen; dann wird der
Dank eines ganzen großen Volkes diese stillen Gräber zu Opferstätten
seiner Liebe weihen. Und auch aus diesen Gräbern wird ein neuer
deutscher Frühling und, so hoffen wir, ein neuer Weltenfrühling
emporwachsen.

Wenn der Friede kommt! Welche Wünsche, welche Sehnsucht regt
dies Wort in unseren Herzen auf! Welche Bilder von Heimkehr und
neuem Glück bewegen die Seele der daheim Wartenden und Bangenden
und wohl auch manches tapferen Kämpfers da draußen, der »den
blutigen Lorbeer mit Freuden hingeben würde fürs erste Veilchen, das

der März uns bringt, das duft'ge Pfand des neuerwachten Lebens.« –

Aber es ist noch keine Zeit für Friedensträume. Noch wütet an allen Enden in Ost und West der Krieg, noch gilt es für alle auszuharren und durchzuhalten mit jener Entschlossenheit und Opferbereitschaft, mit der wir diesen Kampf auf uns genommen haben. Wie vor hundert Jahren unsere Vorfäter im Ringen um ihre Freiheit, so müssen wir uns noch heute Rückerts geharnischte Worte zurufen:

»Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten.
Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eher zu senken, als vom Feind zerschroten.
Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entlässt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!«

Taten und Helden fordert die gewaltige Zeit. Taten und Helden wird auch die Zukunft fordern.

Gestern las ich von einem jungen Japaner, der Deutschland so leidenschaftlich liebte, daß er, um nicht gegen Deutsche kämpfen zu müssen, Selbstmord verübte. Er schrieb vorher einen letzten Brief an einen deutschen Freund, der als ein Dokument von größtem Werte aufbewahrt werden muß. In diesem Briefe stehen u. A. die Worte:
»O Deutschland, du Herz der Welt, was verdanken wir dir!«

Welch ein Bekenntnis aus der Mitte unserer Feinde. Wie muß es uns die Häupter und die Herzen erheben in Freude, Stolz und Dank! Was aus unserer eigenen Mitte mit Hölderlins Worten vor langer Zeit in die Welt hinausklang, das findet jetzt seinen Widerhall aus dem fernen Osten.

Deutschland das Herz der Welt! Das soll über den Toren unserer Zukunft stehn. Nicht um uns übermütig, selbstgefällig und ruhmredig zu machen, sondern um uns an die große heilige Aufgabe zu mahnen, die Gott unserem Volk gegeben hat. Einst wird die Zeit kommen, und sei sie auch jetzt noch fern, da werden auch in anderen Völkern die Stimme der Lüge und des Hasses übertönt werden von der

Stimme der Wahrheitserkenntnis und der Zuneigung: Deutschland, du Herz der Welt, was danken wir dir!

Deutsche Männer und deutsche Frauen und du, deutsche Jugend, der die Zukunft gehört! Lohnt es sich für diese Aufgabe zu kämpfen, zu bluten und zu sterben? Lohnt es sich dafür zu leben und zu arbeiten und Opfer zu bringen?

Gott gebe uns jetzt und künftig, im Kriege wie im Frieden, was wir dazu bedürfen:

Taten und Helden!

Anmerkungen

- 1 Walter Klaassen, Harry Loewen, James Urry, German Nationalism and the First World War: Hermann G. Mannhardt's Heroic Deeds And Heroes, in: The Mennonite Quarterly Review 88 (October 2014), S. 517-536. Die Rede Mannhardts wurde 1915 im Verlag W. F. Burau, Danzig veröffentlicht. Ein Exemplar befindet sich im Nachlass Christian Neffs in der Mennonitischen Forschungsstelle auf dem Weierhof (MFS). Ihrem Leiter Gary Waltner sei hier für seine freundliche Unterstützung bei der Literaturbeschaffung herzlich gedankt.
- 2 Paul Schowalter hatte 1976 wohl als erster eine gründliche 87seitige Quellensammlung zum Thema erarbeitet, die aber leider nie geordnet und veröffentlicht wurde: Nationalbewußtsein und Krieg in den Augen der deutschen Mennoniten im 19. und 20. Jahrhundert, Manuskript in der MFS; Diether Götz Lichdi gibt im 1. Kapitel seines Buches Mennoniten im Dritten Reich. Dokumentation und Deutung, Weierhof 1977, einen guten Überblick zur politischen Einstellung und der Wehrdienstfrage bis 1933. Ganz neue Maßstäbe setzt die ausgezeichnete Arbeit des jungen nordamerikanischen Historikers James Regier, Where the Two Kingdoms Merge: The Struggle for Balance between National and Religious Identity among Mennonites in Wilhelmine Germany, M.A. Thesis, Wichita State University, 2006. Die gründlichste Arbeit zum Thema Mennoniten, Wehrdienst und Nationalismus in Preußen bis 1880 bietet Mark Jantzen, Mennonite German Soldiers. Nation, Religions, and Family in the Prussian East, 1772-1880, Notre Dame, Indiana, 2010. Sie streift allerdings den Krieg von 1870 nur sehr kurz. Sehr hilfreich zum Staatsverständnis und zur Wehrdienstfrage: Diether Götz Lichdi, Zum Staatsverständnis der deutschen Mennoniten im 19. Jahrhundert. Von der Diskriminierung zur Gleichberechtigung, in: Mennonitische Geschichtsblätter 2011, S. 37-58.
- 3 Ausführlich dazu Emil Händiges, Historisches Memorandum zur Wehrlosigkeit der Mennoniten, als Manuskript gedruckt 1950, MFS. Zur Wehrdienstfrage im 19. Jahrhundert siehe auch Karl Bartels, Ostfriesische Mennoniten in den kriegerischen Zeiten des 18./19. Jahrhunderts, in: Mennonitische Geschichtsblätter 1981, S. 33-48.
- 4 Antje Brons, Ursprung, Entwicklung und Schicksale der altewangelischen Taufgesinnten oder Mennoniten, 3. Aufl., Emden 1912, S. 110 und 112. Antje Brons war stolz darauf, dass sich einer ihrer Söhne als Soldat freiwillig zum Kriegsdienst 1870/71 gemeldet hatte.
- 5 Gemeindeblatt, 9, Sept. 1870, S. 35.
- 6 Hermann G. Mannhardt, Die Danziger Mennonitengemeinde. Ihre Entstehung und ihre Geschichte von 1569-1919, Danzig 1919, S. 177.
- 7 Der Branchweilerhof und die Mennoniten. Ein Spital wird Mennonitensiedlung, hg. im Auftrag der Mennonitengemeinde Branchweilerhof zur 300-Jahrfeier 1683-1983,

- Branchweilerhof 1983. Eine Initiative für den waffenlosen Dienst kam nicht zustande:
 »Man wollte keine Ausnahmestellung gegenüber den anderen Mitbürgern einnehmen und unvermeidliche Spaltungen und Zerrüttungen in der Gemeinde verhüten« (S. 56).
- 8 Mennonitische Blätter, 6, 1888. Der Nachruf auf den Heimgang von Kaiser Wilhelm I. erschien dort mit Trauerrand, vgl. dazu auch Paul Schowalter, Nationalbewußtsein (wie Anm. 2), S. 38. Der Christliche Gemeindekalender stellte bis 1919 Jahr für Jahr in Überblickstafeln die deutschen und europäischen Herrscherhäuser dar. Eine der wenigen mennonitischen Kirchenglocken, nämlich die von Preußisch-Rosengart, war Kaiser Wilhelm II. gewidmet, vgl. Diether Götz Lichdi, Staatsverständnis (wie Anm. 2), S. 51.
 - 9 H. A. Neufeld, Festgedicht zur Rückkehr der Krieger, 1871, kommentiert von Heinold Fast, in: Mennonitische Geschichtsblätter 1982, S. 66-70.
 - 10 Ein kleines Nationalfest im großen Deutschen Reich (mitgeteilt von J. Ellenberger, Prediger der Gemeinde Eichstock), in: Mennonitische Blätter, 8, Nov. 1872, S. 60-63. Dort auch im Wortlaut die Festansprache von J. Ellenberger.
 - 11 Predigt bei der Friedensdankfeier gehalten am 12. März 1871 in der Mennonitenkirche in Sembach Rhein-Baiern von Johannes van der Smissen, in: Mennonitische Blätter, 3, April 1871, S. 18-20.
 - 12 Prediger J. Ellenberger verglich auf dem Eichstocker Nationalfest 1872 Kaiser Wilhelm I. mit dem biblischen David, der den Goliath Napoleon III. besiegt hatte: »Gott aber hatte unsre Schmach angesehen und wollte uns retten; schon hatte Er einen David auserwählt, der den Muth hatte, den Riesen, der dem deutschen Volk Hohn gesprochen hatte, niederzuschleudern.« (wie Anm. 10), S. 61.
 Von der so hochgelobten Antje Brons sind hasserfüllte Ausfälle gegen das republikanische Frankreich überliefert: In Frankreich, das der geistig-moralischen »Verwesung« verfallt, dem »Würmer, Ungeziefer und Krebs (...) an Wurzeln, Blüten und Stamm« fressen, können keine politischen Vorbilder gefunden werden. Zitat bei Julia Hildebrandt, Antje Brons als Mennonitin, in: Mennonitische Geschichtsblätter 1966, S. 51. Ulrich Hege dankte Gott, dass Deutschland im Krieg 1870 Frankreich zugekommen war, weil es vorhatte, »seine wilden unmenschlichen afrikanischen Horden zu gebrauchen und sie im Lande rauben und morden und andere Schandtaten ausüben zu lassen«, in: Gemeindeblatt, 9, September 1870, S. 35. Prediger J. Ellenberger in Eichstock klagte darüber, »daß deutsche Sitten, deutsche Frömmigkeit, deutsches Familienleben (...) angewurmt waren von den Würmern der Ueppigkeit, der Lüge und des Unglaubens (...) und der ungezügelten Vergnügungssucht, die von unserem westlichen Nachbarn herüber kamen« (wie Anm. 10), S. 61.
 - 13 Die Tätigkeit ihrer Reiseprediger, die Fahrten zu ihren zahlreichen Konferenzen, die Verbreitung ihrer neu gegründeten Zeitschriften (Mennonitische Blätter 1854, Gemeindeblatt 1870) wären ohne diese immer moderner werdenden Mobilitäts- und Kommunikationsmöglichkeiten der Wilhelminischen Zeit kaum denkbar gewesen.
 - 14 Jakob Mannhardt, Können und dürfen wir der von dem Staate geforderten Wehrpflicht genügen?, in: Mennonitische Blätter, 6, August 1872, S. 41-43. Ulrich Hege, der Gründer und Herausgeber des Gemeindeblattes, legte 1873 in einer ausführlichen Abhandlung dar, wie man in Süddeutschland von der Wehrlosigkeit abgekommen war, in: Gemeindeblatt 1873, S. 54 ff.
 - 15 Siehe Mennonitisches Lexikon, Band III, S. 136: Christian Hege, Artikel Militärseelsorge.
 - 16 Ernst Correll kommt kurz nach 1924 zu dem Schluss, dass »die Mennoniten eine eigentliche politisch gesinnte Friedensbewegung nicht motiviert haben. Ernst Correll, Artikel Friedensbewegung, in: Mennonitisches Lexikon, Band I, S. 708.
 - 17 Ein Angebot aus Amerika. Für jeden, den es angeht, übersetzt vom Herausgeber, in:

- Mennonitische Blätter, August 1907, S. 62 f. Der Herausgeber war Hinrich van der Smissen.
- 18 Die Feier am Nickelstein, den 8. Juni 1911 zu Schönsee, in: Mennonitische Blätter, 7, Juli 1911, S. 50-56. Die Festrede hielt damals Hermann G. Mannhardt, die Festpredigt, aus der das Zitat stammt, Hinrich van der Smissen. Zum »Nickelstein« siehe auch Diether Götz Lichdi, Zum Staatsverständnis (wie Anm. 2), S. 51f.
 - 19 Es ist erreicht, in: Mennonitische Blätter, 11, Nov.1914, S. 83 f. Schon seit 1888 erhoben die Mennoniten in steter Regelmäßigkeit Einspruch gegen das äußerst populäre Trauerspiel *Der Menonit* von Ernst von Wildenbruch aus dem Jahr 1882. Mark Jantzen, Mennonites (wie Anm. 2) widmet dieser Auseinandersetzung einen ganzen Abschnitt (S. 228-234).
 - 20 Matthias Pohl, Wie der Blitz oben vom Himmel. Lukas 17, 26-29, in: Mennonitische Blätter, 10, Okt. 1914, S. 73. Dort auch das folgende Zitat.
 - 21 Christian Neff, Was stellt uns der Weltkrieg für neue Aufgaben? Bericht der zweiten Zweigkonferenz der süddeutschen Mennoniten in München am 26. März 1916, in: Mennonitische Blätter, 5, Mai 1916, S. 44. Zur theologisch-heilsgeschichtlichen Sicht des Weltkrieges siehe auch Hinrich van der Smissen, Der Weltkrieg und das Reich Gottes, in: Mennonitische Blätter, August 1917, S. 54 f. und S. 59-61 und September 1917, S. 71 f.
 - 22 Martin Greschat, Der Erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick, Stuttgart 2014, S. 11.
 - 23 Hinrich van der Smissen. Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest, in: Mennonitische Blätter, 8, Aug. 1915, S. 1.
 - 24 Philipp Hege, Vom Krieg, in: Gemeindeblatt, 18, 1914, S. 73 f. Jede Ausgabe des Gemeindeblattes enthielt einen Kommentar in der Rubrik »Vom Krieg«.
 - 25 Martha Händiges, In schwerer Zeit. Eine Geschichte aus den ersten Kriegstagen im Elsaß, in: Christlicher Gemeindekalender 1916, S. 87-99. In dieser Erzählung muss ein junger Bub miterleben, wie durch eine brutale Vergeltungsaktion des deutschen Militärs sein täuferisch-pazifistischer Vater ermordet wird. Mit mütterlichem Geschick kann die überlebende Mutter dann doch ihren Sohn dazu bewegen, sich an den Erfolgen des deutschen Heeres zu begeistern. »Die Liebe zur deutschen Sache fing auch leise wieder an, in seinem Herzen aufzuglühen.« (S. 99).
 - 26 Im »Jahres-Bericht der Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden im Deutschen Reich für das Jahr 1914« wurde gemeldet, dass »Die ganze wehrfähige Mannschaft unserer Gemeinden unter den Waffen« stand (Zit. bei Heinold Fast, wie Anm. 9).
 - 27 Christian Hege, 14. Bericht der Soldaten-Kommission. 1913/14, in: Gemeindeblatt, 14, 15. Juli 1915, S. 58 f.
 - 28 Unsere Soldatenfürsorge im Krieg. Bericht der Soldaten-Kommission 1914 (Sonderdruck), MFS.
 - 29 Hinrich van der Smissen, Es ist Krieg, in: Mennonitische Blätter, 9, Sept. 1914, S. 67.
 - 30 Hinrich van der Smissen, Großes Erleben (wie Anm. 23).
 - 31 Emil Händiges im Bericht der zweiten Zweigkonferenz der süddeutschen Mennoniten in München am 26. März 1916, in: Mennonitische Blätter, 5, Mai 1916, S. 43 f. Er stellte in seiner Rede die Frage, »Sind auch wir zu solchen Leiden und Opfern willig? Sind wir unserer Väter wert?«
 - 32 Christlicher Gemeindekalender 1916, »Zum dankbaren Gedächtnis«.
 - 33 Mennoniten in Preußen von persönlichen Kirchensteuern an die Landeskirche frei, in: Mennonitische Blätter, 7, Juli 1915, S. 52 f.
 - 34 Diether Götz Lichdi, Mennoniten im Dritten Reich (wie Anm. 2) S. 25, bringt als einziges Beispiel einer Verweigerung den Fall von Johannes Muselmann, der sich im Krieg nicht zwingen ließ, seine Maschinenfabrik für die Munitionsproduktion umzustellen.

- 35 Zur Biografie Mannhardts siehe Erich Göttner, Artikel H. G. Mannhardt, in: Mennonitisches Lexikon, Band III, S. 17-18 (mit Fotografie); ders.: Nachruf für Hermann Gottlieb Mannhardt, in: Christlicher Gemeindekalender 1929, S. 36-47.
- 36 Zu Wilhelm Mannhardt siehe Mark Jantzen, Artikel Mannhardt, Johann Wilhelm, in: www.mennlex.de.
- 37 H. G. Mannhardt, Predigten und Reden aus fünfundzwanzigjähriger Amtszeit, Danzig 1905, S. 317-324.
- 38 H. G. Mannhardt, Was predigen wir in der Kriegszeit (drei Folgen), in: Mennonitische Blätter, 1, Jan. 1916, S. 2-4; 3, März 1916, S. 10 f.; 6, Juni 1916, S. 44-47. Das Predigtamt im ersten Kriegsjahr, in: Christlicher Gemeindekalender 1916, S. 101-112; Das Predigtamt im zweiten und dritten Kriegsjahr, in: Christlicher Gemeindekalender 1918, S. 63-79. Diese Ausgabe des Gemeindekalenders präsentierte in über zehn ganzseitigen Fotografien die führenden Generäle des deutschen Heeres.
- 39 Der Krieg und wir, in: Mennonitische Blätter, 10, Okt. 1914, S. 74 f. (1. Folge); 11, Nov. 1914, S. 82 f. (Schluss). Dieses und das folgende Zitat sind diesem Beitrag entnommen.
- 40 H. G. Mannhardt, Was predigen wir in der Kriegszeit (3. Folge), in: Mennonitische Blätter, 6, Juni 1916, S. 44-47. Dieses und die folgenden Zitate sind diesem Beitrag entnommen.
- 41 Gedächtnisrede bei der gemeinschaftlichen Schlussfeier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelms I., (wie Anm. 37), S. 372-382, hier S. 378. Vgl. auch seine Festrede bei der Feier von Bismarcks achtzigstem Geburtstage durch die Danziger Bürgerschaft (1895), ebd. S. 362-371.
- 42 Unser Völklein und der Krieg, in: Mennonitische Blätter, 1, Jan. 1916, S. 7. In der »Nachschrift des Herausgebers« (es war Hinrich van der Smissen) distanzierte dieser sich zwar von dem Artikel, begründete aber dessen Veröffentlichung damit, denen »möglichst gerecht werden zu wollen, die noch den Standpunkt der Wehrlosigkeit unter uns in Deutschland vertreten.«
- 43 MFS, Vereinigung, Kasten 1, Briefe 1913-1918. Für den Hinweis auf diesen Brief bin ich Benjamin W. Goossen zu Dank verpflichtet. Er hat mir freundlicherweise eine Voreinsicht in Kapitel 4 »Mennonites and the World War« seines in Vorbereitung befindlichen Buches »Chosen Nation: Mennonites and Germany in a Global Era« gewährt.
In diesem Zusammenhang siehe auch Christian Neffs kritische und ratlose Haltung gegenüber den im Krieg nach Deutschland gekommenen Russlandmennoniten, Die Zukunft unserer deutsch-russischen Brüder, (wie Anm. 42), S. 6-7.
- 44 Eine Gruppe von konsequenten Verteidigern der Wehrlosigkeit hatte auch gegen den waffenlosen Militärdienst nach der Kabinettsordre opponiert. Es kam daraufhin innerhalb der preußischen Mennonitenschaft zu Tauf- und Abendmahlsausschlüssen. 55 Familien und 29 Einzelpersonen wanderten Mitte bis Ende der 1870er Jahre und später nach Nordamerika aus. Siehe dazu: Mennonitisches Lexikon, Band III, S. 341: Horst Penner, Gustav E. Reimer; Artikel Penner, Gerhard. Sehr ausführlich dazu Mark Jantzen, »Whoever Will Not Defend His Homeland Should Leave it!« German Conscription and Prussian Mennonite Emigration to the Great Plains, 1860-1890, in: Mennonite Life, September 2003, vol. 58 no. 3: <http://ml.bethelks.edu/issue/vol-58-no-3/>
- 45 Klaassen/Loewen/Urry (wie Anm. 1) bewerten Mannhardts Einstellung zurückhaltend: »In comparison, Mannhardt's sentiments might be considered restrained« (S. 521).
- 46 Es erstaunt, wie ausführlich die Gemeinde-Chronik im Christlichen Gemeindekalender über die politische Situation informierte und ihre Leser alljährlich über den Kriegsverlauf unterrichtete. Verfasser der Chronik war Johannes Foth, Mennonitenprediger in Friedelsheim/Pfalz. Von ihm, meinem Großvater, ist auch überliefert, dass in seinem Studierzimmer eine Europakarte hing, auf der Truppenbewegungen und große »Schlachterfolge« mit Fähnchen gekennzeichnet wurden. Bei entscheidenden militärischen

- Siegen wurde die Reichsflagge auf dem Turm des Pfarrhauses gehisst.
- 47 Philipp Hege in: Gemeindeblatt, 18, 15. Sept. 1916, S. 76.
 - 48 Christian Neff, Pfingsten 1917. Betrachtung zu 2.Tim. 1, 7, in: Gemeindeblatt, 11, 1. Juni 1917, S. 43.
 - 49 Die Danziger Gemeinde an ihre Männer im Feld, in: Mennonitische Blätter, 9, Sept. 1918, S. 67.
 - 50 Gemeinde-Chronik, in: Christlicher Gemeindekalender 1919, Zitate: S. 120 und 123.
 - 51 Johannes Foth in der Gemeinde-Chronik, in: Christlicher Gemeindekalender 1920. Dieses und folgendes Zitat S. 90.
 - 52 Zwei Gedenktage der Danziger Mennonitengemeinde im Herbst 1919, darin 2. Die Gedächtnisfeier für unsere im Kriege gefallenen Brüder und zur Einweihung der Ehrentafel in unserer Kirche am Totensonntag, den 23. November 1919. Als Manuskript gedruckt, Danzig 1920 (MFS), Zitate: S. 12.
 - 53 Gemeinde-Chronik 1920 (wie Anm. 51), S. 89. Noch im Jahr 1928 trauerte Christian Neff voller Verachtung gegenüber der neuen Republik der guten alten Kriegszeit mit ihrer Sterbefreudigkeit nach: »Welch klaffender Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, der ersten Zeit des Krieges und der Zeit des sog. Friedens der Gegenwart! (...) das war's ... was wie ein heiliger, reinigender und einigender Strom durch die Seele unseres Volkes ging in jenen großen Augusttagen 1914, die Sterbefreudigkeit, das Leben verlieren wollen um anderer willen. Wie verstummte da alles Niedere, Gemeine, Hässliche (...) die Sucht, das Leben zu erhalten (...)«. Christian Neff, Ansprache zur Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Denkmal am 26. August 1928, zitiert nach Steffen Wagner »Aus weltanschaulichen Gründen besonders bekämpft und gehaßt«. Die Weierhöfer Schule und ihre Umwandlung in eine NS-Eliteanstalt im Jahr 1936, in: Mennonitische Geschichtsblätter 2011, S. 105.
 - 54 Z. B. im Vortrag von Christian Neff »Unsere Stellung zur Trennung von Staat und Kirche« im Bericht über die Pfälzisch-hessische Gemeindekonferenz am 6. Mai 1920 in Obersülzen, in: Gemeindeblatt, 13, 1. Juli 1920, S. 54.
 - 55 Johannes Foth, Gemeinde-Chronik 1920 (wie Anm. 51), S. 90.
 - 56 Vgl. Diether Götz Lichdi, Die Mennoniten im Dritten Reich (wie Anm. 2), S. 24.
 - 57 Jakob Quiring (Berlin) in seinem Vortrag auf der Gemeindekonferenz 1920 »Die Aufgabe unserer mennonitischen Gemeinschaft angesichts der neuen Weltlage« (wie Anm. 54), S. 55.
 - 58 H. G. Mannhardt, Die Danziger Mennonitengemeinde (wie Anm. 6), S. 207.
 - 59 Erich Göttners 10seitiger Nachruf in: Christlicher Gemeindekalender 1929 (wie Anm. 35) erwähnt mit keiner Silbe die zahlreichen kriegsbejahenden Veröffentlichungen Mannhardts. Der umfangreiche, Anfang der 1930er Jahre von Christian Hege verfasste Artikel »Krieg« des Mennonitischen Lexikons, Band II, S. 569-572, schweigt sich völlig über den Weltkrieg aus. Der Ende der 1930er Jahre von Horst Quiring verfasste Artikel »Militärdienst« in: Mennonitisches Lexikon, Band III, S. 135-136, widmet dem Weltkrieg eineinhalb Sätze: » (...) im Weltkrieg machten nur noch wenige von der Kabinettsordre Gebrauch. Das zeigt sich auch darin, dass der Prozentsatz der im Weltkrieg gefallenen deutschen Mennoniten nur wenig dem Reichsdurchschnitt nachsteht (über 2% und knapp 3%)«, S. 136. Christian Neff schrieb 1924 für die pazifistische Zeitschrift »Die Eiche« immer noch völlig unbeeindruckt vom Heldentod: »Der Christliche Gemeindekalender 1916 bis 1922 weist die Namen von 356 Mennoniten auf, die den Heldentod starben«: Christian Neff, Die Wehrlosigkeit der Mennoniten und der Weltkrieg, in: Die Eiche, Vierteljahrsschrift für Soziale und Internationale Arbeitsgemeinschaft, 2. Jahrgang, April 1924, S. 182. Das 542seitige mennonitische Geschichtsbuch von Horst Penner Weltweite Bruderschaft (5. Aufl. 1995, hg. von Horst Penner/Horst Gerlach/Horst Quiring) geht auf S. 84 in einem einzigen Satz auf die deutschen Mennoniten im Ersten Weltkrieg ein.